

Aspekte des Unglaubens

Autor(en): **Amiet, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **83 (1993)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-404819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aspekte des Unglaubens *

Jemand aus meiner Pfarrgemeinde gab den Austritt aus der Kirche, war aber noch zu einem Gespräch mit mir, dem Pfarrer, bereit.

Das Gespräch begann mit seiner Erklärung, dass er von dem, was die Kirche lehre, nichts glaube. Wenn er sterbe, werde er verwesen und fertig sein. Alles andere, wie an irgendeine Form des Weiterlebens zu glauben, sei einfach Unsinn. Dass es diese Welt mit ihren Naturgesetzen gibt, ist klar, die Annahme dagegen, es könne dazu noch einen Gott und Unsterblichkeit geben, hätte keinen Bezug zur Realität. Er lebe und wirke jetzt.

Er war geradezu der Idealtyp des Ungläubigen. Weshalb er mir aber das Gespräch zugestanden hatte, da für ihn die Sache doch so klar war, wusste ich nicht, doch vermutete ich eine verdrängte Unsicherheit im Unglauben und eine heimliche Hoffnung, durch das Gespräch etwas Neues zu erfahren, sei das nun eine Bestätigung des Unglaubens oder etwas anderes. Meine Vermutung stützte sich auch auf die Tatsache, dass er mir einen teuren Cognac offerierte. Ich sagte ihm auch meine Vermutung und fügte bei, dass vermutlich alle oder doch die meisten über ihren Glauben oder Unglauben nur teilweise Bescheid wüssten. Jemand, der betont stramm ein Bekenntnis zu Gott ablegt, stünde für mich vorerst im Verdacht, einen starken Unglauben zu verdrängen. Umgekehrt hätte ich auch beobachtet, wie betont Ungläubige doch glaubten. Ich berichtete zur Illustration von einem zehnjährigen Unterrichtskind, das einmal mitten im Unterricht sagte: «Warum haben wir überhaupt Unterricht? Es gibt doch gar keinen Gott.» Mitschüler wollten ihm widersprechen. Ich unterstützte es aber, indem ich darauf hinwies, dass alles Schlechte in der Welt gegen die Existenz eines guten und allmächtigen Gottes zeuge. Da ich später diese Kinder auf einem Blatt rein gefühlsmässig und abstrakt Gott und Mensch zeichnen liess, teilte jenes Kind das Blatt in einen dunklen und einen hellen Teil. In beiden Teilen waren Punkte, und in der Mitte ein grosser Klotz, der zum grösseren Teil auf der hellen Seite lag und nur mit einer Ecke in die dunkle Seite hineinragte.

Dem aus der Kirche Ausgetretenen zeichnete ich dies rasch mit einem Kugelschreiber, ohne etwas anderes dazu zu sagen, als dass hier

* Dieser Artikel ist als Beitrag des Verfassers in der Festschrift für Prof. Dr. Johannes Or. Kalogirou erschienen, welche in der «Bibliographie» dieser Nummer besprochen wird.

in abstrakter Weise Gott und Mensch dargestellt seien. Sofort deutete mein Gesprächspartner richtig und sagte, der Klotz sei Gott, die Punkte die Menschen, bei den Gläubigen auf der hellen Seite sei Gott mehr als bei den Ungläubigen. Daraufhin staunte er ob sich selber, weil er trotz seines Unglaubens Gott sofort richtig erkannt hatte. Es war nun leicht, bewusst zu machen, dass er etwas von Gott kannte, denn sonst hätte er die Zeichnung nicht verstehen können. Diese zeigte auch keineswegs ein traditionell übliches Gottesbild, etwa Gott als sonnenähnliche Figur. Die Zeichnung hätte zudem auch andere Deutungen ermöglicht.

Da ich dem Schüler berichtete, wie seine Zeichnung verstanden worden war, erkannte auch er mühelos, dass in ihm neben der ungläubigen Schicht auch ein gläubiger Seelenteil sein musste.

Wie sehr die Entdeckung seines Glaubens den Mann beeindruckt hatte, zeigte sich darin, dass er meinte, ich müsse den Austritt nicht weitermelden. Ein paar Monate später stiegen die Hypothekarzinsse. Da berief er sich wieder auf seinen Austritt.

Beim Unterrichtskind wie beim Ausgetretenen wird deutlich, dass das Bekenntnis des Unglaubens problematisch ist und nahe bei dem Phänomen steht, das sich in Aussagen folgender Art zeigt: «Ich glaube schon, aber nicht das, was die Kirche lehrt.» Oder: «Mir kommt es nicht auf hochgestochene Theologie an, sondern auf das einfache Glauben.» Zu Beginn eines Gesprächs kann jemand sagen, er glaube nicht, später dann, er glaube schon – es glaube schliesslich jeder Mensch etwas. Die Betroffenen können oft nicht sagen, was denn ihr Glaube sei. Der Schritt dazu, einfach zu sagen, man glaube nicht, kann dabei vorteilhaft sein. Er kann sich unbewusst deshalb aufdrängen, weil es weniger Anstrengung kostet, zu sagen, man glaube nicht, als man glaube, aber anders als die Kirche, wobei man dann in der Fähigkeit, seinen andern Glauben zu formulieren, der kirchlichen Theologie unterlegen bleibt, hat sie doch einen grossen Vorsprung an investierter Zeit und Denkenergie.

Es ist meiner Erfahrung nach immer ein Glücksfall, wenn da, wo solche Äusserungen getan werden, doch ein Glaubensgespräch gelingt. Diesem Gelingen stehen verschiedene Schwierigkeiten entgegen. Eine ist die, dass die Gesprächspartner meist keine rechte Vorstellung von der Lehre der Kirche oder der in ihren Augen hochgestochenen Theologie haben. Sie sind trotzdem überzeugt, dass ihr Glaube davon abweicht. Ich habe es auch schon erlebt, dass es als peinlich empfunden wurde, wenn ich zeigen konnte, dass der vermeintlich abwei-

chende Glaube des Gesprächspartners mit dem kirchlichen übereinstimmte. Ich vermutete dabei weniger die Unterlegenheit im Gespräch als Quelle der Peinlichkeit als vielmehr dies, dass das Bedürfnis, sich von der kirchlichen Autorität zu distanzieren, so nicht befriedigt werden konnte.

Der kirchliche Gesprächspartner kann durch aggressive Bemerkungen gegen die kirchliche Lehre verführt werden, entweder apologetisch die Theologie zu rechtfertigen oder aber sich anzubiedern, indem er sich auf die Seite des Protestierenden stellt, ohne dass er dessen ganz fähig wäre. Am besten reagiert er wohl, wenn er seine eigene Lage möglichst genau wiedergibt. Das nötigt seinen Gesprächspartner, sich der blossen Protesthaltung zu begeben und sich auf die Suche nach der positiven Beschreibung seines Glaubens zu machen.

Die apologetische Haltung erleichtert das Bekenntnis des Unglaubens, und dies auch dann, wenn statt des vermeintlichen Unglaubens eine andere Form von Glauben vorliegt. Der Andersgläubige kann sich deshalb als ungläubig verstehen, weil ihm der Begriff «Glaube» identisch ist mit dem kirchlichen Glauben. Wird dieser nun apologetisch untermauert, verstärkt sich der Eindruck, man gehöre nicht dazu, sei also ungläubig. Damit steht der Andersgläubige auch leicht in der Versuchung, seine Energie für den Protest gegen Dogmen und Doktrin der Kirche zu verwenden statt dazu, seinen eigenen Glauben zu erhellen. Allgemein gilt auch hier, dass wer die Schwächen der Gegenposition sieht, in der Gefahr steht, zu glauben, seine eigene Position sei stark.

Stellt sich aber der Vertreter von Theologie und Kirche auf die Seite der angeblich Ungläubigen und der Protestierenden, so gewinnt er eine Art Gemeinschaft mit ihnen, nur stellt sich die Frage, ob er gewillt ist, mehr zu tun als diese Gemeinschaft zu haben und dabei vielleicht auch eigenem Unbehagen kirchlicher Doktrin gegenüber Luft zu machen.

Das Phänomen des modernen Unglaubens hat mich schon eine gewisse Zeit beschäftigt, unter anderem auch bei meiner ökumenischen Arbeit, indem ich mich hier manchmal nicht des Eindrucks erwehren kann, man wolle deshalb zusammenkommen, weil man sich einig sei im Unglauben oder doch Unbehagen kirchlicher Doktrin gegenüber gleich welcher Konfession. Dass der hinter der Antihaltung stehende Glaube bei allen derselbe wäre, wird angenommen, ohne dass es deutlich gezeigt und bekannt werden könnte. Es ist bei ökumenischen Bemühungen auch auffällig, wie wenig Energie für die Lösung der Lehr-

differenzen aufgewendet wird verglichen mit dem Energieaufwand für die Hinwendung auf Praktisches oder für gemeinsame Gottesdienste unter Ausklammerung der theologischen Probleme. Das gemeinsame Handeln scheint Einheit im Glauben zu signalisieren. Dass dabei das ökumenische Engagement gelegentlich mit solchem von Atheisten zusammengeht, weist zurück auf die Beobachtung, dass es schwierig ist, Glaube und Unglaube zu unterscheiden. (Dieses Zusammengehen ist nicht bloss bei sozialem oder politischem Engagement, sondern sogar gelegentlich bei ökumenischen Gottesdiensten zu beobachten – etwas, das einer eingehenden Untersuchung wert wäre.)

Auf einen bestimmten Aspekt des im Unglauben verborgenen Glaubens möchte ich nun einen Blick werfen. Dazu wähle ich ein Phänomen, in dem recht schroff Glaube gegen Unglaube zu stehen scheint, also nicht etwa Theologie gegen andern Glauben, Verstand gegen Gefühl, Dogma gegen den Heiligen Geist oder wie immer solche und ähnliche Gegensätze mehr oder weniger geschickt formuliert werden, sondern wie die beiden Beispiele des aus der Kirche Ausgetretenen und des Unterrichtskindes in der ersten Phase sind, also schroff Glaube gegen Unglaube.

Dazu betrachte ich gewisse Erscheinungen beim grossen Gottesleugner des letzten Jahrhunderts, bei Ludwig Feuerbach (1804–1872), der für seinen Unglauben mit ganzer Seele eingestanden ist und dabei zwar nicht Märtyrer, aber doch Confessor des Unglaubens geworden ist.

Dass es bei ihm mit seinem Unglauben weniger eindeutig sein könnte, als er selber meinte, hat schon der Schweizer Dichter Gottfried Keller (1819–1890) gesehen. Er schildert im «Grünen Heinrich» seine intensive Auseinandersetzung mit Feuerbach. Daraus zitiere ich: «Alles absolut Entgegengesetzte müsse sich stärker anziehen als das Halbe und sich schliesslich in einem höheren Elemente vereinigen. Ein leidenschaftlicher Liebhaber Gottes und ein leidenschaftlicher Leugner Gottes zögen im Grunde an demselben Wagen, von dem der eine so wenig loskommen könne als der andere. ... Eine so fleissige und beharrliche Gottesleugnerei sei eigentlich nur eine andere Art von Gottesfurcht, wie es in den ersten Zeiten Heilige gegeben habe, welche den Schein grosser Lasterhaftigkeit zur Schau trugen, um in der Verachtung umso ungestörter der göttlichen Inbrunst sich hinzugeben.»

Vermutlich wusste Keller wenig, wenn überhaupt etwas von Feuerbachs Jugend. Diese bestätigt indessen eindrücklich seine Sicht. (Viele

Hinweise finden sich in: *Uwe Schott*, Die Jugendentwicklung Ludwig Feuerbachs bis zum Fakultätswechsel 1825, Göttingen 1973.) Der junge Feuerbach war sehr fromm, ein eifriger Pietist, der bestrebt war, seine Umgebung zu bekehren, und auch nicht Hemmungen hatte, in salbungsvollen Briefen die eigene Mutter zur Frömmigkeit anzuhalten, welcher er zugleich dankbar dafür ist, dass sie ihn in den Glauben eingeführt hat.

Dass Feuerbachs lebenslange Beschäftigung mit Gott nicht bloss Negation war, sondern Positives meinte, sagt Feuerbach selber mehrfach, so z. B. wenn er schreibt: «Die Erklärung, ein Ding sei nicht Gott, bedeutet nicht, es sei Nichts, vielmehr wird es überhaupt erst was es ist, da es so der fremden Federn, der Pfauenfedern der menschlichen Phantasie entkleidet wird.»

Wenn das geschieht, erfährt der Mensch nicht eine Verarmung, sondern eine Bereicherung. Interessant ist es nun, zu sehen, wo diese Bereicherung zu merken ist. Das ist nicht sogleich klar. Einmal scheint der Mensch selber in sich reicher zu werden, wenn er den Gott, den seine Phantasie aus sich herausgeholt und in den Himmel gesetzt hat, wodurch sich der Mensch selber ärmer gemacht hat, nun wieder zurückholt und als Teil seiner selbst erkennt. Dann zeigt sich aber variationsreich noch ein anderer Ort der Bereicherung. Und bei diesem andern Ort ist zu sehen, wie Feuerbach immer wieder poetisch wird und mit grösserer Wärme schreibt.

Wir lesen etwa: «Welch ein Unterschied zwischen einem Menschen, der vor einer Blume andächtig niederfällt, mit dem Menschen, der die Blume nur vom Standpunkt der Botanik aus ansieht.» Dieses Zitat zeigt nicht nur die Bedeutung der Natur für Feuerbach, sondern auch, dass Feuerbach zur Natur ein religiöses Verhältnis hatte. Dies kann durch viele Stellen belegt werden. Er wehrt sich zwar dagegen, die Natur im Sinn der Theologie oder des Pantheismus zu vergöttern. Er weiss, dass sie kein Herz, keinen Verstand und kein Bewusstsein hat. Das bekommt sie erst im Menschen. Doch welche eigenartige Spannung im Verhältnis Feuerbachs zur Natur liegt, zeigt folgende Stelle: «Unsere Aufgabe ist es, die Extreme, die Superlative oder Übertreibungen des religiösen Affekts zu vermeiden, die Natur als das zu betrachten, zu behandeln und zu verehren, was sie ist, als unsere Mutter. So gut wir aber unserer menschlichen Mutter die ihr gebührende Achtung angedeihen lassen, nicht um sie zu verehren, die Schranken ihrer Individualität ihres weiblichen Wesens überhaupt zu vergessen brauchen, so gut wir im Verhältnis zur menschlichen Mutter nicht bloss

auf dem Standpunkt des Kindes stehen bleiben, sondern ihr mit freiem, männlichem Bewusstsein gegenüberreten, ebensogut sollen wir auch die Natur nicht mit den Augen religiöser Kinder, sondern mit den Augen des erwachsenen, selbstbewussten Menschen betrachten.» Das Zitat ist sowohl typisch wie untypisch für Feuerbach. Untypisch ist es, weil er hier die Natur «Mutter» nennt. Solche Stellen sind selten. Typisch aber ist es, was die Beschreibung der Natur betrifft. Diese ist für Feuerbach von grösster positiver Bedeutung. Ihr gehört der Mensch zu als ihr Teil, in welchem sie einerseits zur Vollendung findet, indem erst im Menschen Bewusstsein, Denken und Reflexion möglich ist. Auch dies ist typisch, dass der Mensch die Natur verehren soll. Sie ist ihm, abgesehen vom kleinen geistigen Bereich, überlegen. Sie bringt den Menschen hervor und nimmt ihn wieder auf. Zugleich nötigt die Überlegenheit der Natur, deren Schranken zu sehen, damit sie einen nicht vorzeitig verschlingt. Gerade die Warnung aber vor übertriebener Verehrung zeigt, wie sehr es Feuerbach drängt, die Natur zu verehren.

Das ganze Feuerbachsche Naturbild strebt aber nach der Bezeichnung «Mutter». Dass Feuerbach dieses Wort nur wenig gebraucht, dürfte zwei Gründe haben. Einmal gehört ein solch persönliches Wort an sich nicht zur unpersönlichen Natur, es passt auch schlecht zur philosophischen Begriffswelt, die er verwendet. Dann wird noch ein besonderer Grund verantwortlich sein, nämlich eine psychische Hemmung. Dass dieser Grund vorliegt, wird da deutlich, wo wir beobachten können, wie Feuerbach Novalis (1772–1801) verarbeitet.

Novalis – drei Jahre vor Feuerbachs Vater geboren – hat Feuerbach viel bedeutet. Bereits in seiner Jugend muss er ihn eifrig gelesen haben. Viele Gedanken des Novalis finden sich später in Feuerbachs Werk wieder, was schon seinen Zeitgenossen aufgefallen ist, obwohl Feuerbach Novalis in seinen Werken nur selten ausdrücklich erwähnt. Dass ihm Novalis viel bedeutet hat, zeigen auch Briefe des jungen Feuerbach sowie Zeugnisse von Jugendfreunden.

Feuerbach gibt in seinen Briefen und Werken oft autobiographische Erinnerungen wieder, verschweigt aber später seine Beeinflussung durch Novalis. Das mag verschiedene Gründe haben wie den, dass Novalis gläubig geblieben war, oder den, dass Feuerbach nicht im Schatten jenes Genies stehen mochte. Es wird aber auch einen andern, viel heikleren Grund haben.

Wenn wir die wenigen Stellen, wo Feuerbach die Natur Mutter nennt, betrachten, können wir sie mit Leichtigkeit auf Novalis zurück-

führen. Allerdings fehlt bei Feuerbach in diesem Zusammenhang stets ein Moment, das bei Novalis vorkommt, nämlich der positiv gesehene Vater. Bei Novalis findet sich z. B. der Satz: «Manche Leute hängen wohl darum so an der Natur, weil sie als verzogene Kinder sich vor dem Vater fürchten und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen.»

Dass solche Einsicht für Feuerbach unangenehm war, liegt auf der Hand, wie die Betrachtung von Feuerbachs Jugend zeigt. Des Novalis Satz trifft ins Schwarze. Er hat seinen Vater gefürchtet und gehasst, was begreiflich ist, hatte er doch einen herzlosen Vater, der seine Gattin und die Kinder tyrannisierte. Er nahm, da er mit einer Freundin zusammenlebte, seiner Frau die Söhne weg und liess sie bei sich wohnen und durch eine Dienerin erziehen. Die Mädchen durften bei der Mutter wohnen – die waren ja doch nicht auf eine höhere Bildung vorzubereiten... Für Ludwig, der sehr an seiner Mutter hing, war das ein Schlag, den er nie verwinden konnte. Wir sind über den Vater – einen damals berühmten Juristen – sehr gut informiert und können so sagen, dass die Charakteristik, die der Sohn von Gott gibt, genau auf ihn zutrifft: Für Feuerbach ist Gott ein Monarch, ein Tyrann, ein Despot, ein Verächter der Natur, was sich z. B. darin zeigt, dass er gegen die Naturgesetze eine Jungfrau gebären lässt. Er widerspricht dem Wesen seiner Untertanen. Die Natur aber ist eine Republik, ein Resultat sich gegenseitig bedürfender und erzeugender, zusammenwirkender und gleichberechtigter Wesen und Kräfte. So kann sie keinen Menschen hervorbringen ohne das Zusammenwirken verschiedener aber gleichberechtigter Organismen, des männlichen und des weiblichen.

In der Natur wäre danach etwas von heiler Welt, wie sie Feuerbach bei seinen Eltern nicht gekannt hat. Hier hat das Sich-über-die-Familie-Stellen des Vaters zerstörend gewirkt.

Wie wir gesehen haben, erscheint Feuerbach die Natur nicht immer als dermassen heil, vielmehr steht es mit der Gleichberechtigung von Mann und Frau doch nicht zum besten. Vielmehr ist das männliche Bewusstsein als ein freies gesehen, wogegen das weibliche Wesen beschränkt ist. Auch das entspricht der Jugenderfahrung Feuerbachs: Seine Mutter war wenig gebildet und dem Vater intellektuell unterlegen. Der Vater hatte an sich von den Frauen betreffend ihre Intelligenz und Bildungsfähigkeit eine schlechte Meinung. Der Sohn übernahm hier unbesehen die Meinung des Vaters.

Die Natur als ganze ist dann doch immer wieder übermächtig weiblich, der männliche Verstand erhebt sich nur kurz über sie. Und so

sehr Feuerbach an einzelnen Stellen vor einer religiösen Verehrung der Natur warnt, so verehrt er sie doch in religiöser Weise. Religion ist ihm geradezu das Einssein mit der Natur. Diese kann er auch als Tempel bezeichnen oder er kann andere religiöse Begriffe in ihrem Zusammenhang verwenden.

Der Vergleich der Einstellung Feuerbachs zu Vater und Mutter mit seiner Einstellung zu Gott und Natur zeigt im wesentlichen Gleichheit der beiden Einstellungen.

Wenn wir sehen, dass die ungelöste und schmerzvolle Beziehung zum Vater und die zwiespältige zur Mutter, die er zugleich verehrt und verachtet, einfach transponiert wird auf die Beziehung zu Gott und zur Natur, ohne dass sehr viel mehr denn eine Wiederholung auf anderer Ebene zu beobachten wäre, ohne dass auch eine befriedigende Lösung in Sicht käme, so wirkt das tragisch, und dies auch deshalb, weil ihm seine Zeitgenossen kaum helfen konnten. Sie polemisierten vielmehr gegen ihn oder hingen ihm an.

Die Grösse der Anhängerschaft stellt uns Fragen. Ich habe skizziert, dass Feuerbachs Denken biographisch-psychologisch weithin erklärbar ist. Nun wird es aber zu vielen Zeiten Menschen mit einer ähnlichen Elternproblematik gegeben haben. Sie entwickeln aber keine vergleichbare Weltanschauung. Feuerbachs Zeit aber ermöglichte solches. Er lebte zur passenden Zeit, da zu seinen Anhängern auch viele mit einem ganz andern Verhältnis zu ihren Eltern gehörten. Wie eine solche passende Zeit entsteht, wäre ein weiterer, hier nicht betrachteter Aspekt des Unglaubens.

Interessant ist ein Vergleich der Wirkung des Novalis mit der Feuerbachs. Novalis hatte weder eigentliche Gegner noch Anhänger. Er hatte aber eine grosse Wirkung, der indessen das Aufreizende fehlte. Er war auch kein Gottesleugner. Seine Entdeckung des Weiblichen im Glauben führte bei ihm zu einer Verstärkung des Glaubens, den er neu formulieren konnte, indem er z. B. Jesus seine süsse Braut nannte (was evtl. in heutigen Ohren aufreizend tönt). Auch bei ihm ist der biographische Hintergrund, der ihm solches ermöglichte, deutlich; der frühe Tod seiner Verlobten liess ihn das Jenseits neu sehen. Indem Novalis nicht die Sprache des Philosophen, sondern die des Dichters sprach, nahm er seinen Gedanken eine gewisse Schärfe – Dichtung ist ja schön, aber nimmt man sie in der neueren Zeit auch ganz ernst?

Feuerbachs Gedanken sind zwar reicher illustriert mit Philosophischem, Mythologischem und Beispielen aus der Völkerkunde, aber doch weit weniger entwickelt als die des Novalis, von dem er abhän-

gig ist. Er ist gewiss auch deshalb aggressiv und streitlustig, weil er das Ungenügen seines Bemühens spürt.

Es kann nun sehr wohl sein, dass gerade dieses Moment des Unfertigen und der Streitlust zusätzlich viele Zeitgenossen zu seinen Anhängern machte.

Damit kann auch ein weiteres Moment zusammenhängen. Des Novalis Schau ist in sich geschlossen und kontemplativ. Sie legt den Wert nicht auf unser Tun, sondern auf das Sein im Schauen. Er will bewusst nicht Unruhe bringen, die leicht Abfall bedeutet, sondern will das treue Sich-in-Andacht-Versenken: «Wenn alle untreu werden, so bleib' doch ich dir treu», sagt er. Man machte daraus ein Kirchenlied, indem man umformulierte: «Wenn alle untreu werden, so bleibst doch du mir treu.»

Diese Umformung enthält ein Moment, das in Feuerbachs Augen gefährlich erschienen wäre: Man lieferte sich nämlich dem aus, der gerade nicht treu ist, hat er doch einmal die Naturgesetze gemacht und sie dann selber gebrochen, wie wir am Beispiel der Jungfrauengeburt gesehen haben. So wäre es unsinnig, aus dem Vertrauen zu Gott leben zu wollen. Vielmehr hat nach Feuerbach der Mensch selber zu wirken und das Gute zu schaffen. Dazu seien zwei Zitate aus einer Reflexion über die Unsterblichkeit wiedergegeben: Der Mensch, schreibt er, «dauert nur in seinen Werken, in seinen Wirkungen fort, die er innerhalb seiner Sphäre, seiner geschichtlichen Aufgabe hervorbrachte. Dies allein ist die sittliche, die ethische Unsterblichkeit». Und: «... dass die Unsterblichkeit eigentlich nur für träumerische, müssige, über ihr Leben in der Phantasie hinausschweifende, aber nicht für tatkräftige, mit dem Gegenstand des wirklichen Lebens beschäftigte Menschen ein Bedürfnis sei». Die Wirklichkeit ist da, wo die Natur wirkt. Und der Mensch hat gleichermassen zu wirken. So lesen wir: «Aber wer nicht, wenn auch unabsichtlich, beleidigen oder verletzen will, dem fehlt alle Energie, alle Thatkraft; denn man kann keinen Fuss bewegen, ohne Wesen zu zertreten, keinen Tropfen Wasser geniessen, ohne Infusorien zu verschlucken.»

So erweisen sich Aktivität und Aufbauen wie Zerstören als lebensnotwendig. Lebensnotwendig war für Feuerbach der Kampf gegen den Vater und dann in der Übertragung gegen den Vatergott, d. h. für ihn gegen Gott überhaupt. Ungelöst blieb seine Beziehung zum Vater, denn einerseits lehnte er ihn ab, andererseits – wie ich angedeutet habe – übernahm er seine Wertanschauungen, so betr. den Wert des Mannes gegenüber der Minderwertigkeit der Frau, aber auch den Wert der

Bildung oder nun auch den Wert der Tat und Aktivität, aber auch des Kampfes. Auch der Vater nämlich war sehr kämpferisch, dies politisch in riskanter Weise. Wie für den Vater so war auch für den Sohn ein menschenwürdiges, männliches Leben ohne Tatkraft und Risikofreude nicht denkbar.

Von dieser Spannung, den ablehnen zu müssen, in dessen Anschauungen man lebte, wird einen die Natur befreien: «Wo du erwachtest zum Licht, da wirst du einstens auch schlummern; Nimmer entlässt die Erd' einen aus ihrem Gebiet», dichtet Feuerbach.

Er sieht die Natur als die, die alles hervorbringt, aber auch alles wieder auflöst. Er weiss sich als ein von ihr abhängiges Wesen, er weiss «dass ich einst nicht mehr sein werde. Aber ich finde dies sehr natürlich, und eben deswegen bin ich vollkommen versöhnt mit diesem Gedanken». Dazu passt, dass man sich tatkräftig, und das heisst selber beleidigend und zerstörend verhalten muss wie die Natur, deren Teil man ist und die einen dann auch zerstören wird.

Die Natur legitimiert den Kampf, also auch den gegen den Vater. Der Kampf an sich hört nie auf, er ist Existenz schlechthin; mit seinem individuellen Aufhören hört auch das Individuum auf.

Ich wende meinen Blick wieder dem anfänglich erwähnten Unterrichtskind zu, das abstrakt Gott und Menschen zeichnete. Es hat im ganzen viermal eine solche Zeichnung gemacht: Nämlich in der Unterrichtsstunde, da es die erwähnte Zeichnung machte, hat es zuerst eine andere gemacht, da der Mensch als runde orange Fläche von einer grossen grünen Fläche, die Gott bedeutete, umgeben war. Als ich ihm vom Erfolg seiner zweiten Zeichnung berichtete, wollte es nochmals Gott und Mensch abstrakt zeichnen – die andern Unterrichtskinder waren auch einverstanden – und wiederholte nun zuerst die erste Zeichnung, war dann mit ihr wiederum nicht einverstanden und variierte diese Zeichnung, indem nun die orangen und grünen Teile mehrfach ineinander verzahnt dargestellt wurden.

Der Gesamteindruck ist eindeutig: Die erste und dritte Zeichnung zeigen unmissverständlich das Kind im Mutterleib, d. h. Gott als Mutter. Die zweite und vierte Zeichnung variieren dasselbe Thema und führen es weiter, indem die zweite Gott von den Menschen umgeben sein lässt (eine Umkehrung, die bei solchen Zeichnungsversuchen allgemein häufig ist) und die vierte das Ineinander von Gott und Mensch belässt, aber unruhig macht. Dies, dass Gott als mütterlich erfahren wird, erstaunt mich bei diesem Unterrichtskind nicht, da ich seine Familie kenne.

Die Gotteserfahrung dieses Kindes entspricht nun aber weithin der modernen, da von den unterschiedlichsten Seiten her gemeldet wird, dass die heutige Gotteserfahrung eher einem Mutterbild als einem Vaterbild entspreche.

Ich will meine Skizze nicht abschliessen – sonst wäre es keine Skizze mehr. Da ich aber einen Blick auf den Unglauben getan habe, stelle ich die Frage, was wir wohl täten, wenn wir in ähnlicher Weise einen Blick auf den Glauben werfen würden.

Dazu mache ich aufmerksam auf heutige christliche Malerei. Sie ist da, wo sie üblichen Geschmacksansprüchen genügt, als Hilfe für das Beten und Glauben nicht geeignet. Sie dient eher als Schmuck oder als Anregung zum Denken. Eine starke Hilfe zum Beten aber sind kitschige Produkte, etwa Herz-Jesu-Bilder – nur, wer Geschmack besitzt, wendet sich von ihnen schauernd ab. Betrachtet man sie dennoch, so kann man leicht feststellen, wie eigenartig des Novalis Wort von «Jesus, meiner süßen Braut» zu ihnen passt.

Dasselbe Thema auf akademisch zulässigerem Niveau treffen wir da an, wo Tillichs Reden von Gott als der Tiefe des Seins heute stärker ankommt als ein Reden vom himmlischen Vater. Psychologen sehen im Ausdruck «Tiefe des Seins» eine Chiffre für Weiblich-Mütterliches.

Wettingen

Peter Amiet